



Kanton Basel-Stadt

Gesundheitsdepartement
Erziehungsdepartement



«VOM ALTER
LERNEN»
– GENERATIONEN IM
GESPRÄCH

ZUM INTERNATIONALEN **TAG DES ALTERS** AM 1. OKTOBER 2018

INHALT

VORWORT — EVELYN BRAUN — CARMEN HENGARTNER	3
VERLIEBT, VERLOBT, VERHEIRATET — HOCHZEIT VON JUDITH — VITHURAA — SELINA	5
SCHULE VOR 80 JAHREN — BILDUNG VON EREN — LUCAS	9
FRAUEN IM 20. UND 21. JAHRHUNDERT — FRAUENRECHTE VON SOFIE — LEONIE — BENJAMIN	13
DREI BRIEFE AUS DER FRANZÖSISCHEN KLOSTERSCHULE — LEBENSITUATIONEN VON ALESSANDRA — ANGELI — DYLAN	19
WIE DIE ZEIT VERGEHT! — UMGANG MIT FREMDEN VON REDZEP — STELLA	25
WIE MEIN ALTER MEINEN ALLTAG VERÄNDERT HAT — TAGESABLAUF EINST UND HEUTE VON DALIA — LEILA — PAULA	29
AUFSCHWUNG DER TECHNIK UND ALL DESSEN TÜCKEN — TECHNISCHER FORTSCHRITT VON DOMINIK — VERA — NOEMI	33
DIE LAUTE STILLE – DIE EINSAMKEIT EINER MUTTER — ELTERNHAUS VON ZAIRA — ANNA — AMANDA	37
WENN DEIN SCHICKSAL MIT DEINEM LEBEN SPIELT ... — SCHICKSALSSCHLÄGE VON AJAANA — DAISY — THISHANI	41

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER

VORWORT VON EVELYN BRAUN — CARMEN HENGARTNER

Am 1. Oktober ist jeweils der internationale Tag der älteren Menschen. Diesen Jahrestag nahmen wir 2018 zum Anlass, einen Austausch zu lancieren, der die Generationen miteinander ins Gespräch bringt: Jugendliche besuchen ältere Menschen in einem Alterszentrum und interviewen sie unter dem Motto «vom Alter lernen». Die Schülerinnen und Schüler der 1b des Gymnasiums Kirschgarten sowie Bewohnerinnen und Bewohner der Adullam Stiftung in Basel und Riehen haben spontan zugesagt und sich mit grossem Elan der Herausforderung gestellt. Die Jugendlichen waren in der Wahl ihres jeweiligen Themas frei. Und die älteren Menschen frei, zu entscheiden, worüber sie gerade in diesem Augenblick mit ihnen sprechen wollten. Herausgekommen sind dabei sehr persönliche und berührende Texte, Momentaufnahmen einer Begegnung von Jung und Alt. Der Basler Fotograf Claude Giger hat diese Begegnungen dokumentiert. Gestaltet wurde das Projekt als Wettbewerb: **die drei besten Geschichten werden prämiert und auf www.aelterbasel.ch publiziert.** Als Jury wirken die Präsidentin von Curaviva Basel –Stadt, Gabi Mächler, die zuständige Deutschlehrerin Carmen Hengartner und die Unterzeichnende, Redaktorin der Webseite www.aelterbasel.ch.

Für das Gesundheitsdepartement Basel-Stadt: Evelyn Braun, Kommunikationsbeauftragte.

Die vorliegenden Texte beruhen auf einer kurzen Begegnung in Form eines Interviews zwischen einer Gruppe von zwei bis drei junger Gymnasiastinnen und Gymnasiasten der ersten Klasse und jeweils einer Bewohnerin oder einem Bewohner der Pflegezentren Adullam Basel und Adullam Riehen. Die Schülerinnen und Schüler haben sich im Rahmen ihres Deutschunterrichts am Gymnasium Kirschgarten während weniger Lektionen auf den Besuch bei ihren InterviewpartnerInnen vorbereitet. Ganz nach dem Motto der Kampagne «Vom Alter lernen» sollten die Betagten jeweils zu einem von den Gruppen selbst gewählten Thema befragt werden. Was die Jugendlichen aus den Begegnungsmomenten herausgezogen haben, wurde von ihnen anschliessend in einem Aufsatz in eine literarische Form gebracht. Die Texte sind also nicht als auf Tatsachen beruhende Auszüge aus den Biographien der Interviewten zu lesen, sondern vielmehr als ein Versuch, das Gehörte und Erlebte aus eben der Sicht der Schülerinnen und Schüler in einem sowohl literarischen als auch fiktiven Text wiederzugeben. **Wir bedanken uns bei den Bewohnerinnen und Bewohnern für ihre Bereitschaft,** aus ihrem Leben zu erzählen, dem Pfl egeteam des Adullam für die grosse Unterstützung und wünschen viel Freude beim Lesen der entstandenen Texte.

Für das Erziehungsdepartement Basel-Stadt: Carmen Hengartner Deutschlehrperson der Klasse 1b.



VERLIEBT, VERLOBT, VERHEIRATET

HOCHZEIT VON JUDITH — VITHURAA — SELINA

Die Lifttür öffnet sich. Ich bin im vierten Stock. Die Vorfreude mit dem Beigeschmack von Nervosität breitet sich in mir aus. Während ich den kahlen, schmalen Korridor hinunterlaufe, beginnt im Hintergrund ein alter Mann zu singen. Er sitzt alleine an einem Tisch und ausser mir scheint ihm niemand Aufmerksamkeit zu schenken. Bin ich die Einzige, die sich in einem Altersheim so unbehaglich fühlt? Vor der gesuchten Zimmertür angekommen, lese ich das Namensschild: Elske Liebherr. Diesen Namen habe ich vor einigen Tagen das erste Mal gehört, als man mir mitteilte, wer meine Interviewpartnerin sein wird. Als ich die Tür öffne, zittert meine Hand ein wenig, so aufgeregt bin ich, zu erfahren, welche Geschichte sich hinter diesem Namen verbirgt.

Als sich die Tür öffnet, beginne ich zu schwitzen. Schon den ganzen Morgen warte ich auf diesen Moment, doch erst jetzt merke ich, wie nervös ich eigentlich bin. Es tritt ein junges Mädchen ein, sie lächelt freundlich. Doch woher weiss ich, dass ich meinem ersten Eindruck trauen kann?

Als ich den Raum betrete, sitzt Frau Liebherr in der hinteren Ecke ihres Zimmers, gegenüber von ihr steht ein alter Holzstuhl. Mit einem vorsichtigen «Hallo» lasse ich mich auf ihm nieder und hole mein Schreibzeug hervor. Ich beginne damit, mich vorzustellen, aber an meinem verlegenen Lächeln erkennt man meine Nervosität.

Als ich das Thema des Interviews erfahre, breitet sich in mir ein unbehagliches Gefühl aus. Hochzeit war schon immer ein schwieriges Thema für mich. Meine Eltern waren nie mit meiner Entscheidung einverstanden. Erwin war für sie immer ein Mann ohne Perspektive. Doch mir war das alles egal. Mit meinen achtzehn Jahren habe ich nicht an die Zukunft gedacht und wollte nur Augenblick leben.

In kurzen Worten erzähle ich ihr, wie ich Erwin bei mir zuhause kennengelernt habe und dass wir uns ein halbes Jahr später verlobt haben. Ich bin erstaunt, als das Mädchen nicht weiss, wo die St. Jakobskirche ist. Dieser Ort war damals jedem bekannt, weshalb wir sie auch für unsere Hochzeit ausgesucht hatten. Jetzt scheint man sie nicht einmal mehr zu kennen.

Wow! Ich bin überrascht, wie schnell sich Elske und Erwin damals verlobt haben. Doch warum erzählt sie es so zurückhaltend und ohne Begeisterung? Nichtsdestotrotz versuche ich mit gezielten Fragen mehr über ihre Hochzeit zu erfahren. Doch alles, was ich erfahre, ist, dass sie im Jahr 1949 geheiratet hat und damals 18 Jahre alt war. Schon wieder bin ich verblüfft, so jung! Das wäre ja ich in drei Jahren. In diesem jungen Alter zu heiraten ist für mich etwas Besonders und ich bin neugierig, was dahintersteckt. Doch ich werde zurückgewiesen. Ich spüre, wie Frau Liebherr sich unwohl fühlt und wechsle das Thema.

Ich spreche ihr Hochzeitskleid an und siehe da, sie beginnt mit einem Lächeln mir von ihrem Kleid zu erzählen. Es war ein weisses, bodenlanges Taftkleid, welches mit Spitze übersät war. Ein absoluter Prinzessinnentraum!

Es freut mich, dass ich sie für etwas begeistern kann, doch meine Freude hält nicht lang. Denn die Antworten werden sogleich wieder kurz und eintönig. Doch wieso? Mache ich etwas falsch? Ich kann nicht glauben, dass sie bei der Vorbereitung der Hochzeit keinen Stress oder keine Angst hatte. Mir fällt es schwer nachzuvollziehen, wie alles gemäss ihrer Aussage einfach freudig war und sie keine anderen Worte für diese spezielle Zeit findet.

Könnte es sein, dass sie gewisse Ereignisse verdrängt? Oder ist meine Interviewpartnerin heute nur ein bisschen müde? Schwer ums Herz wird es mir als Frau Liebherr schildert, dass die Hochzeit nicht ihre Traumhochzeit war, sondern nur ein schönes Erlebnis, welches sich einfach so ergeben habe.

Für einen kurzen Moment schweift mein Blick von meinem Notizblock ab. Das erste Mal betrachte ich das Zimmer genauer. Mir fallen die unzähligen Porzellan-
katzen im Raum auf. Doch es macht mich stutzig, dass es kaum ein Foto im Zimmer gibt.

Das Mädchen stellt unermüdlich Fragen. Ich merke, wie entsetzt sie aufschaut, als ich erkläre, dass ich keine Hochzeitsbilder mehr besitze. Ich habe nicht im 21. Jahrhundert geheiratet und somit auch nicht alle Fotos auf einem digitalen Gerät. Ich muss ihr gestehen, dass ich alle Fotos bei meinem letzten Umzug verloren habe.

Mir fällt ein grosser Unterschied zu heute auf. Viele Leute verreisen für ihre Flitterwochen, in ein beliebtes Land, welches weit weg von der Heimat ist. Doch Frau Liebherr ist mit ihrem frischgebackenen Ehemann nach Ascona gereist, in das Haus der Eltern. Dieser Unterschied scheint mir allerdings logisch, da ich glaube, dass das Fliegen mit einem Flugzeug damals noch nicht so üblich war.

Auf die Frage, ob sie nach der Hochzeit oder bereits davor zusammengezogen seien, erklärt sie mir, dass es normal war, erst nach der Hochzeit bei den Eltern auszuziehen. Ein grosser Unterschied zwischen dem Leben bei ihren Eltern und mit ihrem Mann habe sie nicht gespürt, aber auf den Auszug habe sie sich trotzdem gefreut. Da frage ich mich sofort nach dem Grund. Für mich bedeutet von zu Hause ausziehen, in einen neuen Lebensabschnitt zu gelangen. Ich kann mir aber vorstellen, dass dies früher nicht so war und die Frauen noch eher als Hausfrau tätig waren. Ganz stolz erzählt Frau Liebherr, wie sie das erste Mal Möbel kaufen war und dann ihre Wohnung einrichten durfte.

Ich spüre, dass sich das Interview dem Ende zuneigt. Mir gehen langsam die Fragen aus und auch Frau Liebherr scheint unser Treffen gerne beenden zu wollen.

**«Wenn du den passenden Mann findest,
dann heirate!»**

Dies ist der Ratschlag, den mir Frau Liebherr mit auf den Weg gibt, bevor sie mich bittet zu gehen, da es nun Mittagessen gebe. Ich bin überrascht, wie schnell unser Interview vorbei ist. Ich packe vorsichtig meine Notizen zusammen und verabschiede mich, wobei ich einen Schritt auf sie zugehe und ihr die Hand geben möchte, doch sie hält sich zurück und ich entscheide mich für ein freundliches «Auf Wiedersehen».

Sobald ich die Tür hinter mir schliesse, gehe ich in meinen Gedanken das Interview noch einmal durch. Besonders beeindruckt hat mich der abschliessende Ratschlag, welchen mir Frau Liebherr mit Nachdruck gegeben hat. Ich kann mir gut vorstellen, wie der soziale Druck damals gewesen sein muss. Jung zu heiraten war normal und für mich heute ist dies absolut unvorstellbar.

Plötzlich werde ich aus meinen Gedanken gerissen. Als eine ältere Dame auf mich zukommt und mich freundlich anspricht, merke ich, dass ich vor Erschöpfung keine Kraft mehr habe, um mit dieser Frau zu sprechen. Daher bin ich froh, als ich ein «Bling» höre und sich die Lifttür öffnet. Jetzt bin ich wieder allein und muss alle Eindrücke erst einmal verarbeiten.



SCHULE VOR 80 JAHREN

BILDUNG VON EREN – LUCAS

Mit einer kleinen Verspätung kam ich im Altersheim an. Das Zimmer, welches ich besuchte, hatte eine riesige Tür. Als jene geöffnet wurde, blickte ich auf den Rücken einer alten Frau. Sie sass in ihrem Rollstuhl inmitten eines schön und für meinen Geschmack recht altmodisch dekorierten Zimmers mit grossen Fenstern. An der Wand hing eine grosse, edle und vergoldete Wanduhr. Links neben ihr war das verhältnismässig grosse Bett. Sie drehte sich langsam um und begrüsste mich freundlich. Ich entschuldigte mich für die Verspätung, aber ihr wurde gesagt, ich würde erst um 11 Uhr eintreffen. Und nun war erst 20 Minuten vor, also war alles gut. Sie bat mich auf ihrem schwarzen Ledersofa Platz zu nehmen. Das Zimmer bewundernd, liess ich mich auf ihr Ledersofa nieder. Als ich mich nach diesen ersten Eindrücken wieder gesammelt hatte, begann ich meine Fragen zu stellen, welche ich vorbereitet hatte und sie fing an zu erzählen ...

Ich hörte gebannt zu und fühlte mich wie in einer anderen Welt. Ich konnte mir alles, was sie sagte, genau vorstellen. Sie beschrieb mir zuerst ihre Primarschulzeit. Es seien Klassen gewesen, welchen bis zu 40 Kinder angehörten. Die Anzahl Jungen und Mädchen war etwa ausgeglichen und ein einziger Lehrer hatte seine Schüler gut unter Kontrolle.

Wenn es passierte, dass jemand die Hausaufgaben vergass oder unartig war, bekam man als Knabe eine Ohrfeige, um daraus zu lernen.

Die Mädchen wurden körperlich nicht bestraft. Die Schulzeiten waren auch anders. Heute besucht man an gewissen Tagen die Schule von 8 Uhr morgens bis um 18 Uhr abends. Früher waren die Kinder von 8 bis 12 Uhr und am Mittag von 14 bis 16 Uhr in der Schule anwesend. Etwas, was die heutige Jugend sich nicht mehr vorstellen könnte, ist der Morgenunterricht am Samstag.

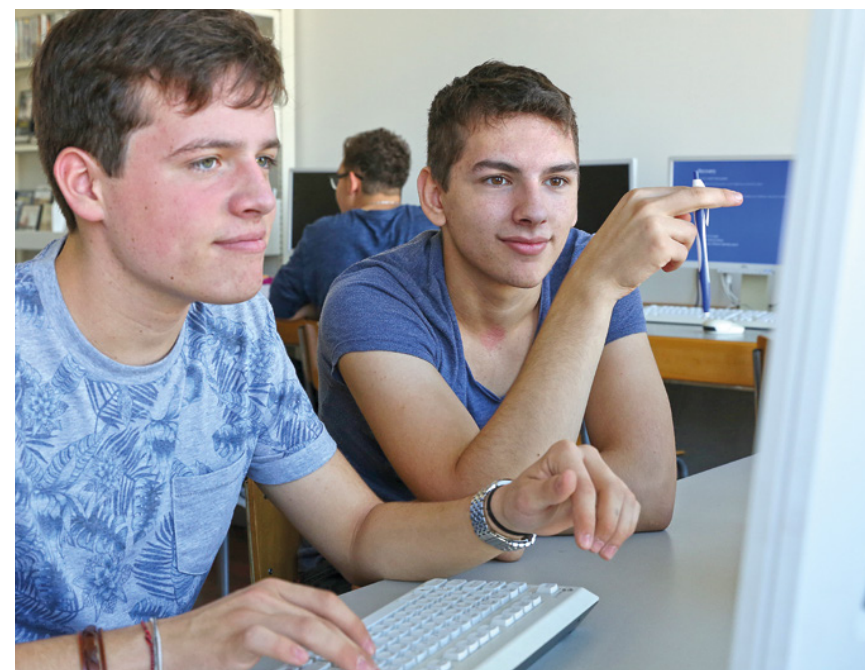
Im Alter von sechs Jahren wurde unsere Interviewpartnerin, ohne vorschulische Erfahrungen, wie zum Beispiel Kindergarten oder Spielgruppe in die Primarschule eingeschult.

Diese Zeit, welche fünf Jahre dauerte, war eine eher langweilige Zeit, da es weder Ausflüge, Sportlager noch sonstige Ereignisse gab, die eine Abwechslung in den normalen Schulalltag gebracht hätten.

Im Gegensatz zu heute wurden keine naturwissenschaftlichen Fächer wie Chemie, Biologie oder Physik unterrichtet. Zu ihren Lieblingsfächern zählten Mathematik, da sie von Zahlen begeistert war, und Französisch, weil sie in einer Französisch sprechenden Familie aufgewachsen war. Nach der Primarschule kam sie in eine Art Gymnasium, die sich «Töchterschule» nannte. Wie der Name schon sagt, war dies eine Schule nur für Mädchen. Dort war ihre Klasse eher klein und bestand aus ungefähr 25 Mädchen. Im Gegensatz zu den ausnahmslos weiblichen Schülerinnen, waren die meisten Lehrer Männer, was zu einigen Unregelmässigkeiten im Unterricht führte, da ihre Schulzeit an dieser Schule zwischen 1939 und 1943 lag, also während des Zweiten Weltkriegs. Die meisten Männer im dienstfähigen Alter wurden für das Militär rekrutiert, um im Falle eines Angriffs der deutschen Armee, die Grenzen zu verteidigen.

Nachdem sie ihre Schulzeit in der Töchterschule abgeschlossen hatte, ging sie nach Lausanne, um eine Handelsschule zu besuchen, in der die Klassen wieder gemischt waren. Sie war lediglich für ein Jahr dort, absolvierte ihren Abschluss jedoch problemlos. Nach der Handelsschule in Lausanne fuhr sie zurück nach Riehen, um im Milchladen ihrer Eltern zu arbeiten, bis sie ihren späteren Mann bei einem Fest kennen lernte. Nach der Hochzeit arbeitete sie nur noch als Hausfrau und passte auf ihre beiden Söhne auf.

Als ich alle Fragen gestellt hatte und mehr als genug Informationen gesammelt hatte, bedankte ich mich herzlichst bei ihr und ging zufrieden wieder durch die grosse Türe nach draussen.





FRAUEN IM 20. UND 21. JAHRHUNDERT

FRAUENRECHTE VON SOFIE — LEONIE — BENJAMIN

Ein Gespräch mit der 93-jährigen Ursula Tobler und der 83-jährigen Susanne Bartels über das gesellschaftliche Bild der Frau und die Gleichberechtigung im Wandel der Zeit. Sowohl die berufliche Karriere als auch das politische Wahl- und Stimmrecht war lange Zeit ein Privileg der Männerwelt. Das Stimmrecht für die Frau wurde gesamtschweizerisch erst 1971 eingeführt. Ein Leben für die Familie – ohne politische Mitbestimmung. Was für die Frau unserer Zeit nicht vorstellbar ist, war für ein Grossteil der Frauen, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geboren wurden, Normalität. Wie sind die Frauen dieser Zeit aufgewachsen? Was hat Politik und Feminismus für eine Bedeutung für sie und was prägte ihr Leben? Für die Beantwortung dieser Fragen interviewten wir zwei Frauen, die uns klar machten, dass sie ihre Rolle als erfüllend erlebten und sie die heutigen Frauen nicht beneiden.

Ursula Tobler, geb. 1925

Die Kindheit, eine Zeit, an welche sich Ursula Tobler gerne zurück erinnert. Mit strahlenden Augen berichtete sie uns von den ersten Jahren ihres Lebens. Die Baslerin wurde 1925 als erstes von vier Kindern geboren und wuchs in einem alten Haus in der Spalenvorstadt auf.

Als Tochter eines Juristen hatte sie das Glück, während zehn Jahren an Privatschulen von einer guten Schulbildung profitieren zu können. So besuchte Frau Tobler unter anderem das Kirschgarten Schulhaus, welches aber, wie sie uns erzählte, zu ihrer Zeit noch kein staatliches Gymnasium sondern eine Privatschule war.

Die Gedanken an ihre Schulzeit lassen in ihr schöne Erinnerungen aufkommen, zum Beispiel an die Pausen, in welchen sie mit ihren Freundinnen im Schulgarten spielte oder an das Theaterstück «Frau Holle», welches ihre Klasse einst aufführte.

Und auch am Wochenende gab es keinen Grund zur Langeweile, denn dann war Ursula Tobler stets mit der Pfadi unterwegs. All dies klingt nach einer Kindheit, welche so auch heute noch erlebt werden könnte, doch nicht alles war gleich wie heute, wie uns die 93-Jährige Dame erzählt.

«Mädchen und Jungen haben getrennt die Schule besucht und auch bei der Pfadi waren nur die Kleinsten in gemischten Gruppen.»

Alles in allem schaut Frau Tobler auf eine schöne und wohlbehütete Kindheit zurück, was nicht unbedingt repräsentativ für Mädchen ihrer Zeit war. Dessen ist sich Frau Tobler durchaus bewusst und zeigt sich dankbar dafür. «Meh ka nüt drfüür, wo meh hiifallt», sagte sie.

Nach dem Abschluss der Schule machte Ursula Tobler eine Ausbildung zur medizinischen chemischen Laborantin; ein äusserst anspruchsvoller Beruf, welcher zu jener Zeit ein eher untypischer Frauenberuf war. Doch sie interessierte sich für diesen Beruf und somit war das für sie kein Hindernis. So kam es, dass Frau Tobler als junge Frau zuerst bei einem Gastroenterologen, und später bei einem Hämatologen arbeitete.

Frau Tobler hatte schon mit beiden Beinen fest in der Berufswelt gestanden, als sich eines Tages alles ändern sollte. Es war der Tag, an welchem sie ihren Mann auf einem Maskenball im Hotel «Drei Könige» kennenlernte. Der Herr im Kostüm war ihr sofort sympathisch und daraus entwickelte sich die grosse Liebe, von welcher sie kurz darauf auch schwanger wurde. Als ihr erstes Kind auf die Welt kam, änderte sich aber noch mehr in Frau Toblers Leben, als nur die neue Herausforderung als Mutter. Denn wie zu damaliger Zeit üblich, musste sie ihre Stelle als Laborantin kündigen. «Wahrscheinlich hatten sie Angst, ich würde von der Arbeit wegbleiben», vermutet sie.

Doch das war kein Grund für sie, ihre Interessen nicht mehr zu verfolgen und so arbeitete sie neben der Kindererziehung weiterhin in einem Labor eines Tierheims und half einmal in der Woche einer erblindeten Frau bei der Bewältigung ihres Alltags. Vom Krieg hat Ursula Tobler nicht viel mitbekommen. Trotzdem blieb auch sie nicht von der Lebensmittelrationierung verschont und auch die versehentliche Bombardierung Basels ist ihr in Erinnerung geblieben.

Zu jenen Zeiten war man froh, wenn man eine so glückliche Familie wie Frau Tobler hatte. Diese gab ihr eine so wertvolle Aufgabe im Leben und erfüllte sie voll und ganz, was wohl auch ein Grund dafür war, dass Politik sie eher weniger interessierte und sie auch das Stimm- und Wahlrecht als Frau nie wirklich vermisste.

Susanne Bartels, geb. 1936

Susanne Bartels wuchs während des Krieges in Deutschland auf und befand sich mit ihrer Familie während des letzten Kriegsjahres auf der Flucht. Deshalb besuchte sie verschiedene Schulen, doch sie wurde durch diese Kriegserlebnisse nicht traumatisiert, wie sie uns berichtet. Die Familie gab ihr das Gefühl, dass alles nur ein grosses Abenteuer sei. Die Familie war für sie ein sicherer Hort.

Die Schule fiel Susanne immer leicht und sie war im Gegensatz zu ihrem Bruder sehr fleissig, so dass es für ihren Vater immer klar gewesen war, dass sie studieren und seine Firma übernehmen würde. In ihrer Familie wurde es als Selbstverständlichkeit angesehen, dass jede Frau, solange sie es möchte, einen Beruf ihren Begabungen entsprechend ausübt. Dieses moderne Frauenbild, das sich zu jener Zeit immer mehr in Deutschland verbreitete, erklärt sich durch die Weltkriege. Die Frauen waren in dieser schlimmen Zeit auf sich allein gestellt. Sie mussten zusätzlich die Rolle der Männer übernehmen, als diese an der Front waren. Deshalb zerfielen in dieser Zeit die klassischen Frauenbilder, da sich gezeigt hatte, dass Frauen viel mehr können, als sich um den Haushalt zu kümmern und die Kinder zu erziehen.

**Der erste Weltkrieg endete am 11. November 1918
und drei Wochen später trat in
Deutschland das Wahlrecht für Frauen in Kraft.**

Das Abitur absolvierte Susanne Bartels in Norddeutschland. Ihre Klassenkameradinnen wollten alle Lehrerin oder Apothekerin werden, doch das schien ihr zu langweilig, da sie überzeugt davon war, dass sie alles lernen könnte, solange sie nur fleissig wäre. Ihr Vater wollte, dass die Tochter sein Steuerbüro übernimmt und Volkswirtschaft studiert, was sie schlussendlich auch tat. Nach dem Studium wollte sie jedoch das Büro ihres Vaters nicht übernehmen, sondern in einer internationalen Organisation arbeiten. Ihr gefiel die Idee, dass anstelle von Krieg und Feindschaft nun die Kooperation der europäischen Länder kommen sollte, was sich viele Deutsche zu jener Zeit gewünscht hatten. Als ihr Vater von ihrem Berufswunsch erfuhr, finanzierte er ihr die Promotion nicht mehr. Doch glücklicherweise bekam sie ein Stipendium und fuhr fort. Für ihre Doktorarbeit musste sie zur Bundesbank reisen, wo sie ihren zukünftigen Ehemann kennenlernte. Als ihr 15 Jahre älterer Mann ihr nach vier Monaten einen Heiratsantrag machte, nahm sie ihn an. Es wurde eine sehr glückliche Ehe. Nach der Hochzeit wollte sie ihre Doktorarbeit fertig machen, doch sie kam zu keinem Ende und beschloss lieber, Kinder zu bekommen. Dass man in dieser Zeit als Frau Beruf und Ehe vereinte, war nicht sehr verbreitet.

Wenn man seinen Beruf weiter ausüben wollte, war es üblich zu warten, bis die Kinder aus dem Haus waren. Susannes Mann war keiner, der ihr aufdrängte, Kinder zu bekommen und eine Familie zu gründen.

Es wäre ihm allgemein nicht in den Sinn gekommen, seiner Frau vorzuschreiben, was sie zu tun hatte, solange sie für ihn da war. Es hätte ihm auch gefallen, wenn Susanne halbtags an einem Institut gearbeitet hätte. Sie entschied sich für die Familie. Mit 40 Jahren ist Susanne dann nach Basel gekommen, wo ihr Mann eine höhere Position bei der BIZ innehatte. Im Nachhinein bereut sie nicht, ihre berufliche Karriere aufgegeben zu haben. Ihr war es wichtig, für die Familie da zu sein und für sie einen Zufluchtsort zu schaffen. Einen sicheren und schönen Ort, an dem sie immer willkommen sind. Sie stellt fest, dass Frauen sich – immer noch stärker als Männer – für die Harmonie und das Funktionieren des Alltags in der Familie verantwortlich fühlen, was heutzutage bedauerlicherweise immer flüchtiger und unter Stress geschehe, da die Mehrheit der Frauen auch einem Beruf nachgehen würden. Dies obwohl es ihrer Meinung nach in unserer Gesellschaft, wo es hauptsächlich um Karriere und Erfolg geht, wichtiger ist denn je, einen sicheren Zufluchtsort zu haben.

Die Quintessenz, welche wir aus den Gesprächen ziehen konnten, ist, dass es bei der Rolle der Frau um viel mehr geht als um ihre Karrieremöglichkeiten. Frauen sind ebenso begabt wie Männer, absolvieren Ausbildungen und wollen Karriere machen. Es ist heute gar nicht mehr möglich, dass sie nur noch für die Familie da sind.

Die Frauen von heute sind aber – im Gegensatz zu den Frauen, die wir porträtiert haben – einer grossen Doppelbelastung ausgesetzt. Sie machen zuhause die meiste Arbeit und haben daneben noch einen Beruf. Die Rollenbilder sind in den Köpfen immer noch tief verwurzelt. Jede Familie muss sich deshalb gut organisieren und die Aufgaben neu verteilen, um ein harmonisches Zusammenleben zu sichern.





DREI BRIEFE AUS DER FRANZÖSISCHEN KLOSTERSCHULE

LEBENSITUATIONEN VON ALESSANDRA — ANGELI — DYLAN

Frankreich 19.01.1950

Liebe Mutter, lieber Vater und liebes Bruderherz

Ich bin nun schon seit drei Wochen hier in diesem Kloster, aber es kommt mir vor, als wäre ich schon seit einer Ewigkeit von euch getrennt. Ich fühle mich hier so einsam und alleine. Das ist seltsam, denn eigentlich wimmelt es hier nur so von Menschen, um die ich mich kümmern muss.

Ich bin gerade in meinem Schlafzimmer, welches ich mit elf anderen Mädchen teile, mit denen ich bisher aber kaum geredet habe. Auch sie vermissen ihre Familien, aber ich wette, keine von ihnen vermisst ihre Familie so sehr wie ich es tue.

**Die Schwestern im Kloster sind sehr streng
und dulden keinerlei Unfug.**

Aber eigentlich haben wir auch gar keine Zeit für so etwas und ich bin auch nie in der Stimmung dafür. Ich muss viel im Haushalt helfen und nebenbei auch alte Menschen pflegen und versorgen. Die ganze Arbeit macht mich müde und ich bin meistens sehr gereizt, was mich dann nur noch trauriger macht, weil ich eigentlich ja ein fröhlicher Mensch bin, der das Leben genießt, und nicht so eine verschlafene, mürrische Socke, wie ich es hier bin.

Abends, wenn ich im alten knarrenden Bett liege, werde ich dann oft sehr traurig. Ich halte es hier nämlich nicht mehr aus. Ich will einfach nur noch nach Hause! Ich weine mich immer in den Schlaf und wünsche mir nichts sehnlicher, als morgens in meinen vertrauten vier Wänden aufzuwachen. Die Schwestern sehen es gar nicht gerne, wenn ich weine. Sie schelten mich immer dafür und sagen, so etwas gehöre sich nicht für eine Mademoiselle. Seither verkrieche ich mich im Bett, sobald ich die Gelegenheit dazu habe.

Schwester Yvette hat mir heute ein Angebot gemacht: Wenn ich es schaffen würde, zwei Wochen lang nicht zu weinen, dürfte ich nach Hause. Ich glaube zwar nicht an ihr Versprechen, aber versuchen möchte ich es trotzdem.

Es ist spät, die anderen Mädchen schlafen schon. Ich muss jetzt auch schlafen gehen, möglichst ohne zu weinen. Ich will ja versuchen, die Abmachung einzuhalten. Und ich will versuchen, nicht mehr ganz so schlechte Laune zu haben, das verspreche ich euch. Ach, ich will nach Hause.

Hab euch lieb und vermisse euch sehr,
Monica

Frankreich 25.05.1950

Liebe Mutter, lieber Vater und liebes Bruderherz

Ich hoffe, dass es euch gut geht! Ich kann euren baldigen Besuch wirklich kaum erwarten, er ist momentan der einzige Lichtblick in dieser schweren Zeit, die so dunkel ist wie das Wasser hier. Ich denke jeden Tag daran, wie es wird, euch endlich wiederzusehen. Auch wenn unser Wiedersehen nur zwei Tage dauert, das genügt mir vollkommen. Ich vermisse euch so sehr.

Bisher war der heutige Tag ein guter, denn heute stand ein Besuch im Dorf an. Solch eine Möglichkeit, dem harten, alltäglichen Leben zu entfliehen, habe ich höchstens einmal pro Monat. Deswegen ist der Ausflug etwas, worauf man sich schon Wochen davor freut. Heute war es dann endlich so weit. Die Schwestern weckten uns frühmorgens um sechs Uhr, damit wir uns frisch machen konnten, denn für einen Besuch im Dorf muss man immer besonders adrett und ansehnlich aussehen. Ich habe mich für mein schönstes Kleid entschieden, das mit den kleinen blauen Schleifen, das du mir genäht hast, Mama. Nach dem Frühstück, das an diesen besonderen Tagen ausnahmsweise nicht nur aus einem kleinen Stückchen hartem, verbranntem Brot mit saurer Milch bestand, sondern auch Orangensaft und sogar Kuchen beinhaltete, machten wir uns bereit für den Abstieg vom Hügel. Es war für mich bereits der dritte Ausflug ins Dorf, aber der Abstieg ist trotzdem jedes Mal etwas ganz Besonderes. Er ist zwar recht mühsam und unsere Lackschuhe dürfen ja nicht schmutzig werden. Aber es ist speziell, wie wir im Gänsemarsch, eine Schwester vorne, eine hinten und wir verbliebenen neun Mädchen in Reih und Glied dazwischen, in Serpentina den Hügel hinunterlaufen und dabei kein Wort gesprochen wird. Einerseits fühlt man sich dabei ein wenig einsam, aber andererseits genieße ich es sehr, weil es auf den Wiesen und Feldern so

viele neue Eindrücke und Gerüche gibt und man sich bei dieser Stille ganz auf die Landschaft konzentrieren kann. Beim Abstieg verspüre ich jedes Mal eine innere Ruhe, wie ich es sonst nur beim Zeichnen finde.

Im Dorf herrschte wie immer reger Betrieb. Auf dem Markt priesen die Verkäufer laut stark ihre Waren an, Frauen in langen Kleidern schalten ihre unartigen Kinder. Überall ist etwas los, was ein kompletter Kontrast zum Kloster ist. Ich genieße diesen Trubel.

Wir Mädchen dürfen jeweils zwei Franken für das Nötigste ausgeben und ich entschied mich dieses Mal für ein Paar weiße Socken mit einer Verzierung aus Spitzen am Saum. Ich werde sie hier aber nicht tragen, weil sie nach einem Mal Waschen schon braun würden. Das Wasser ist nämlich sehr dreckig hier, weil die Wäsche der Mädchen immer zuletzt gewaschen wird. Die anderen Mädchen haben sich auch bald was Kleines gekauft und viel zu früh haben die Schwestern beschlossen, den Rückweg zum Kloster anzutreten.

Mir ist zu Ohren gekommen, dass die Schwestern die Briefe, meine sorgfältig geschriebenen Briefe, gar nicht abgeschickt hatten.

Nur der erste wurde abgeschickt, aber seitdem keiner mehr. Das hat mich sehr traurig gemacht, und deshalb hat Schwester Yvette, meine Lieblingsschwester, mir versichert, dass dieser hier und noch ein weiterer euch garantiert erreichen werden. Das bedeutet, dass ihr solange keine Nachricht von mir erhalten habt. Leider wurden meine Briefe nicht abgeschickt und sogar weggeworfen, weil Schwester Lucie sie zu weinerlich fand.

Ich muss nun zurück zur Arbeit, aber ich hoffe, ihr habt meinen kleinen Einblick in diesen bedeutenden Tag genossen. Ich vermisse euch sehr und freue mich auf euch. Bald ist es endlich so weit.

Hab euch lieb,
eure Monica

Frankreich 16.11.1950

Liebe Mutter, lieber Vater und liebes Bruderherz

Nun hört ihr das letzte Mal schriftlich von mir, denn dies ist der letzte Brief, den ich euch schreiben kann. Es wird kein langer, weil ich zu tun habe.

Bald ist es soweit! Bald ist das Jahr endlich um! Ohne euren Besuch im Sommer hätte ich das Jahr niemals durchgestanden. Es war so schön, euch wiederzusehen und euch endlich wieder in die Arme zu schliessen. Ihr habt mir viel Kraft für den weiteren Weg gegeben, vielen Dank dafür.

Jetzt sinken die Temperaturen, die Tage werden kürzer und die ersten Schneeflocken sind gefallen. Dies bedeutet, dass das Ende der Zeit im Kloster naht. Im Winter bin ich gekommen und im Winter werde ich auch wieder gehen.

Sechs von zwölf Mädchen sind von der Schule abgehauen.

Ich bin unheimlich stolz auf mich, weil ich es nun fast bis zum Schluss geschafft habe, obwohl ich diejenige war, die anfangs am meisten geweint hat.

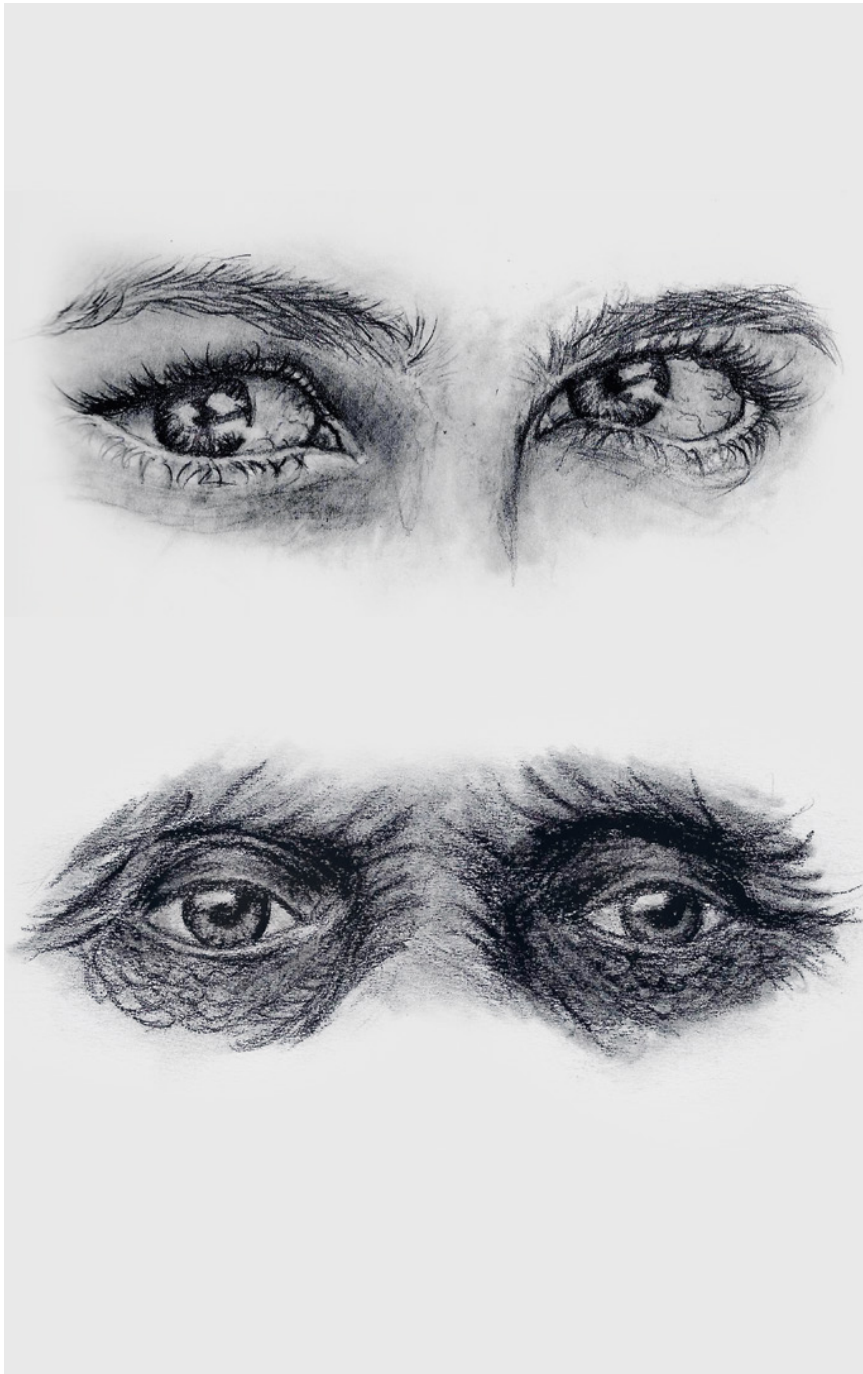
Ich freue mich jeden Tag auf meine Abreise. Ich kann nur noch daran denken, wie es sein wird, den vertrauten Geruch von zu Hause zu atmen, euch wieder zu umarmen und mich endlich wieder geborgen fühlen zu können. Es geht jetzt nicht mehr lange, wir müssen uns nur noch eineinhalb Monate gedulden!

Es tut mir leid, dass ich so einen kurzen Brief schreibe, aber im Keller wartet ein riesiger Berg Wäsche auf mich, der rechtzeitig gewaschen werden will!

Hab euch lieb, à bientôt
Monica

Bemerkung: Das sind drei Briefe, die Monica Pfister im Alter von 15 Jahren aus der Klosterschule in Frankreich ihrer Familie geschrieben haben könnte. Sie verbrachte dort ein Jahr. Es war eine Zeit, die sie als sehr anstrengend empfand, wie sie uns berichtet hat.





WIE DIE ZEIT VERGEHT!

UMGANG MIT FREMDEN VON REDZEP — STELLA

Wir sind Redzep Cifunoski und Stella Tabi-Zinco wir haben ein Interview mit Marthe Schneider zum Thema «Umgang mit dem Fremden» durchgeführt. In diesem Artikel erzählt uns Frau Schneider von ihrem Leben und ihren Erfahrungen. Wir wünschen Ihnen viel Spass beim Lesen.

Mein Name ist Marthe Schneider, ich bin heute 93 Jahre alt und im Februar 1925 geboren. Ich habe fünf Kinder, drei Töchter und zwei Söhne. Wir sind eine sehr internationale Familie. Zwei meiner Kinder leben in Amerika, eines in Texas und eines in Nevada. Ein Kind lebt im Tessin und eines in Genf. Ich war schon öfters in Amerika, da eben zwei meiner Kinder dort wohnen. Eine meiner Töchter ging schon mit jungen Jahren nach Amerika. Sie hatte in der Schweiz schneidern gelernt und dann ein Geschäft in Amerika mit acht eigenen Mitarbeitern eröffnet. Die Arbeiter kommen alle aus Mexico, da dieses Handwerk in Amerika selten ausgebildet und deshalb von Ausländern meist besser beherrscht wurde. Dazu kommt auch, dass Schneiderinnen aus Mexico weniger Lohn verlangten. Als ich 14 Jahre alt war, brach der zweite Weltkrieg aus. Viele lebten isoliert. Sehr eindrücklich war das grosse Militäraufgebot und die vielen Panzerfahrzeuge auf den Strassen. Diese Bilder sind mir bis heute geblieben. Bauern wie wir mussten den Flüchtlingen während des Krieges mit ihren Nahrungsressourcen Unterstützung bieten. Kinder wie ich mussten auf den Bauernhöfen viel mithelfen. Es war eine sehr schwere Zeit.

Ich selber habe selten rassistische Übergriffe miterlebt. Überall haben sich die Menschen geholfen. Wir waren es gewohnt, untereinander Hilfe zu leisten. Ich wuchs schon als kleines Kind auf einem kleineren Bauernhof auf und auch dort half jeder dem anderen. Und weil wir einen Bauernhof besaßen, konnten auch wir anderen helfen.

Ich wuchs im katholischen Kanton Fribourg auf und ging deshalb auch auf eine katholische Schule. Dort wurde ich mehrfach Zeugin von religiösen Auseinandersetzungen zwischen Protestanten und Katholiken.

Dazumal hatten wir 8 Jahre Primarschule und dann 3 Jahre Haushaltsschule. Von meinem zu Hause bis zur Schule war es ein Fussmarsch von 3 Stunden.

Nur ein paar wenige waren im Vorzug eines Fahrrades, denn vielen fehlte es an genügend Geld, um sich ein Fahrrad leisten zu können. Ich hatte sehr gut gebildete Lehrerinnen, die alle aus einem Kloster kamen. Ich empfand es als grosses Glück, in ein neu erbautes Schulhaus gehen zu dürfen. Ein Schwerpunkt in der Schule war das Theaterspielen. Dies hatte einen enorm guten Einfluss auf unsere zwischenmenschlichen Beziehungen, schweisste es uns doch trotz verschiedener Religionszugehörigkeit zusammen.

Mein Kanton war ein sogenannter Bauernkanton. Meine Mutter kam buchstäblich von den Bergen, wie Heidi. Mein Grossvater lebte 8 Jahre in Rom. Früher konnte man nicht so viele Berufe lernen wie heute. Die meisten Mädchen arbeiteten in Hotels. Dies war nicht immer einfach, denn die Mädels mussten oft schwere Sachen tragen, die ihnen körperlich schadeten.

In früheren Jahren durfte man eigentlich heiraten, wen man wollte, nur mussten die Glaubensansichten übereinstimmen. Ausserdem legte man nebst der religiösen Übereinstimmung grossen Wert auf ein anständiges Auftreten. Mein Ehemann verstarb leider mit 63 Jahren. Ich selbst war zu dem Zeitpunkt 59 Jahre alt. Für viele Jahre trug ich eine grosse Trauer in mir. Ich schloss mich vor der Menschheit weg und wollte nur alleine sein. Wenn man mich fragte, wie es mir ging, entgegnete ich immer, dass es mir gut ginge. Innerlich jedoch war ich zutiefst traurig. Es brauchte bei mir gute 10 Jahre, bis ich den Schmerz verarbeitet hatte. Sehr geholfen hatte mir die Verbindung zu anderen verwitweten Ehefrauen. Wir gaben uns Halt und gegenseitige Unterstützung. Auch habe ich mein Leben lang gerne in verschiedenen Gemeinden unentgeltliche Hilfe angeboten und habe dies nach dem Tod meines Mannes so weitergeführt. Unsere Gruppe gibt es heute noch. Das Schöne ist, dass ich bis heute Besuch von alten Gruppenmitgliedern und auch immer wieder von Leuten erhalte, denen ich damals geholfen hatte. Sogar die Leiterin von dieser Organisation hat mich bereits einmal besucht. Doch leider nimmt die Zahl der Bekannten immer mehr ab, da wir doch in unserem hohen Alter immer wieder mit dem Tod konfrontiert werden. Ich lebe schon seit Jahren in diesem Altersheim und bin am längsten von allen hier. Das Gute daran ist, dass ich das grösste und schönste Zimmer habe.

Irgendwie war ich immer aktiv und habe gerne verschiedene Arbeiten verrichtet. Auch die typischen Frauenarbeiten wie Stricken und Häkeln machte ich stets sehr gerne und tue es auch heute noch. Stillzusitzen war nie meine Art. Die Zeit flog nur so dahin und auch meine Kinder wurden viel zu schnell erwachsen. In der Zwischenzeit bin ich Urgrossmutter von 11 Urgrosskindern, 5 Mädchen und 6 Jungen.

Da zwei meiner Kinder in Amerika leben, kam auch ich in den Genuss, diesen grossartigen Kontinent besuchen zu dürfen. Dies ist zwar schon einige Jahre her. Dazumal hat man noch einige deutschsprachige Menschen in den amerikanischen Shops angetroffen, dies hatte mich sehr überrascht. Es war keine Seltenheit, dass Amerikaner auch die deutsche Sprache erlernten.

Meiner Ansicht nach besteht doch ein grosser Unterschied zwischen der heutigen und der damaligen Jugend. Früher waren wir im Allgemeinen anspruchsloser. Wir hatten zwar nicht so viele Dinge wie heute, waren jedoch zufriedener. Auch fällt mir auf, dass der Familienzusammenhalt stärker war. Ich erinnere mich daran, dass wir als Familie auch aus wenig viel machen konnten. Dies sind Dinge die mich oft traurig stimmen.

**Ich finde man sollte lernen, aus jeder Situation
das Beste zu machen
und sich an das Gute im Leben zu halten.**

Zusammenfassend kann man sagen, dass es laut der Aussage von Frau Schneider selten rassistische Übergriffe gab. Während der Kriegszeit hatten sich viele Schweizer zusammengeschlossen um den Kriegsflüchtlingen zu helfen. Sie erzählte uns auch, dass der Krieg sie nicht nur negativ beeinflusst hatte, sondern auch positive Eigenschaften mit sich brachte. So förderte diese Zeit zum Beispiel die Solidarität unter den verschiedenen Menschen. Auch durch den Auszug ihrer Kinder ins Ausland erweiterte sie ihre Weltanschauung und hatte einen offeneren Umgang mit dem Fremden.

Redzep und ich hatten uns von Anfang an auf das Zusammentreffen mit Frau Schneider gefreut, denn wir beide sind der Meinung, dass ältere Leute oft übersehen und gar nicht richtig wahrgenommen werden. Dies ist sehr schade, bringen sie doch viel Erfahrung mit sich und vor allem interessante Lebensgeschichten die durchaus erzählenswert sind. Auch könnten wir jungen Leute von den Lebenserfahrungen der älteren Menschen profitieren.

In diesem Sinne bedanken wir uns dafür, dass Sie sich die Zeit genommen haben diese Geschichte zu lesen, und hoffen, Sie haben es so spannend gefunden wie wir.



WIE MEIN ALTER MEINEN ALLTAG VERÄNDERT HAT

TAGESABLAUF EINST UND HEUTE VON DALIA — LEILA — PAULA

Ich höre, wie die Tür aufschwingt. Daraufhin spüre ich, wie etwas meine Schulter streift. Müde strecke ich meine Hand nach «Schätzli» aus, mache meine Augen auf und stelle fest, dass ich gar nicht zu Hause bin. Der Pfleger zieht die Vorhänge auf und sagt freundlich: «Guten Morgen Frau Berger». Als Nächstes werden mir meine Stützstrümpfe angezogen, die meine müden Beine halten sollen. Im Bad wasche ich mein Gesicht, betrachte mich im Spiegel und überlege, was heute alles auf mich zukommt. Da fällt mir ein, dass ich heute Gäste empfangen muss. Während ich mich in meinem sparsam möblierten Zimmer umsehe, bemerke ich die Unordnung und räume hastig meine Kleider in den sowieso schon zu kleinen Kleiderschrank. Ich ertappe mich dabei, wie ich es vermisse, schön gekleidet auszugehen.

Der feine Duft von frischem Gebäck holt mich zurück ins Jetzt. Im Speisesaal setze ich mich auf meinen gewohnten Platz zwischen den beiden Herren. Der eine 104 Jahre alt, der andere 96 Jahre, doch sind es zwei der Wenigen die hier mit mir lachen. Ausser ihrem Humor ist ihnen fast alles vergangen und ich hoffe, dass ich diesen Punkt nie erreichen muss. Zurück auf meinem Zimmer lege ich Jazzmusik auf und kann nicht aufhören, mir zu überlegen, mit welchen Fragen die jungen Besucher auf mich zukommen werden.

Eine Pflegerin klopft und sagt: «Ihre Gäste sind da». Beim letzten Blick in den Spiegel, richte ich mein Haar und trage schnell noch etwas Lippenstift auf. Auf dem Gang warte ich gespannt auf den Lift. Ich führe die drei jungen Damen in mein Zimmer, zeige ihnen ihre Sitzplätze und setze mich auf mein schmales Bett. Am Anfang stellen sie mir ein paar kleine Fragen und bitten mich dann, von meinem damaligen Alltag zu sprechen. Von da an sprudelt es nur so aus mir heraus und ich fange an zu erzählen.

Damals, als ich noch Sekretärin bei der Ciba war, klingelte mein Wecker jeden Morgen um sechs Uhr. Ich zog mir meinen Morgenmantel an und schlüpfte in meine Hausschuhe. Danach ging ich in die Küche und während der Kaffee kochte, wusch ich mir mein Gesicht im Bad. Zurück in der Küche trank ich meinen heissen Kaffee aus meiner Tasse aus London. Dabei dachte ich an meine schönen eineinhalb Jahre in England zurück und wie ich jeden Morgen mit meinem Freund einen Kaffee an der Strassenecke getrunken hatte.

Nach dem Zähneputzen schaute ich in meinen vollen Kleiderschrank und überlegte mir, wie ich die strenge blaue Bluse kombinieren könnte. Schwarzer Rock, dunkle Strümpfe, meine bequemsten Stöckelschuhe, dazu einen beigen, langen Mantel und meine schmale Armbanduhr. Ich steckte meine Haare hoch und trug ein bisschen Schminke auf. Noch einen letzten Blick in den Spiegel und ich war bereit für den Tag.

Ich parkierte meinen Fiat 500 in der Tiefgarage und fuhr mit dem Lift in den dritten Stock. Freundlich grüsste ich die Empfangsdame, die mir den Schlüssel für meine Abteilung überreichte. Ich gab meinen Mantel bei der Garderobe ab und setzte mich an meinen Arbeitsplatz.

Den ganzen Morgen führte ich Telefonate, ordnete Akten ein und brachte Rechnungen zu meinem Chef. Wenn Kunden kamen, freute ich mich immer besonders, da ich dann oft mein gutes Englisch und Französisch verwenden konnte. Gegen Mittag schaute ich auf die Uhr und nahm meinen Lieblingswein aus meiner Schublade. Meine liebste Arbeitskollegin Lina holte mich wie immer pünktlich um halb eins zum Mittagessen ab. Wir gingen in die Kantine, die wir gemeinsam mit den Laboranten teilten. Überall sah man weisse Kittel und nur vereinzelt stachen die blauen Blusen der Sekretärinnen heraus. Wir schöpften uns unser Essen und setzten uns mit ein paar Mitarbeitern an einen Tisch. Ein Glas Wein durfte an meinem Mittag nie fehlen. Viele meiner Kollegen kamen aus dem Ausland und dank meiner vielen Reisen konnte ich eigentlich bei jedem Gesprächsthema mitreden.

Der Nachmittag verlief ziemlich ähnlich wie der Morgen und um halb sechs verliess ich immer das Büro. Auf dem Heimweg, kaufte ich die benötigten Zutaten für mein Abendessen. Zuhause angekommen zog ich meine Schuhe aus und stellte das Radio an. In meiner kleinen Küche ging das Kochen immer ziemlich schnell. Mein Lieblingsgericht war Pasta und ich hatte Freude daran, neue Saucen zu kreieren. Ich ass im Esszimmer und las die Zeitung.

Nach dem Essen setzte ich mich in meinen Sessel und las ein schönes Buch. Meistens rief mich mein Sohn, der schon damals in Biel lebte, gegen sieben Uhr an. Wir telefonierten lange und berichteten uns von unserem Tag. Später kam eine Freundin, die mit mir im Bach Chor sang, auf ein Glas Wein vorbei. Wir setzten uns auf den Balkon und genossen einen der letzten schönen Herbstabende. Später schälte ich mich aus der Arbeitsbluse und zog mir meinen schönen Kaschmirpulli an. Da die Proben für den Bach Chor direkt um die Ecke waren, spazierten wir gemütlich dorthin.

An diesem Abend im Chor bekam ich das grösste Kompliment meines Lebens. Der Chorleiter kam nach der Probe zu mir und meinte, ich sei phänomenal musikalisch.

**Innerlich klopfte ich mir auf die Schulter
und war doch froh, dass ich mich dafür entschieden hatte,
in den Bach Chor zu gehen.**

Meistens gingen wir später noch in die Stadt und trafen uns mit Bekannten auf einen Drink. Spät am Abend fuhr mich ein guter Freund mit seiner Vespa nach Hause. Ich ging hoch in meine Wohnung und verriegelte die Tür. Ich liess mir ein heisses Bad ein und stellte den Wecker schon mal für den nächsten Morgen. Mit etwas Jazzmusik liess ich den Abend schön ausklingen.

Der Fotograf holt uns zurück ins Jetzt. Er macht ein paar Fotos von uns und verabschiedet sich wieder. Die Mädchen fragen mich nach den Bildern auf meinem Nachttisch und ich zeige ihnen stolz meine Katze «Schätzli», die ich hier so sehr vermisse.

Nachdem ich die Mädchen zum Lift begleitet habe, ruft mich die Pflegerin zum Mittagessen. Heute gibt es Ravioli mit Sahneseauce. Mein übliches Glas Wein fehlt mir heute ganz besonders. Nach dem Mittagessen gehe ich zurück auf mein Zimmer und lege mich in mein Bett. Wie vor jeder Siesta schalte ich den Fernseher ein und schaue noch eine Folge «Glanz und Gloria». Nach einer Weile schweifen meine Gedanken ab und meine Augen fallen zu.



AUFSCHWUNG DER TECHNIK UND ALL DESSEN TÜCKEN

TECHNISCHER FORTSCHRITT VON DOMINIK – VERA – NOEMI

Um eine erweiterte Perspektive auf den technischen Fortschritt zu erhalten, befragten wir Peter Weiss an seinem heutigen Wohnort.

Geboren wurde er am 15. August 1933 in Basel. Bei seiner Geburt war sein Vater nicht anwesend, da er sich zu jener Zeit in München befand. Dort ging er seinem Beruf als Journalist nach und berichtete über die aktuellen politischen Ereignisse, wie etwa die immer grösser werdende Popularität der Partei Adolf Hitlers. Herr Weiss hat uns viel über seine Kindheit und Jugend erzählt. Diese wurde leider stark vom zweiten Weltkrieg geprägt. Er musste auf den Feldern in Basel arbeiten, anstatt zur Schule zu gehen. Während des Krieges wurden viele Felder zerstört, weswegen neue Felder angelegt werden mussten. Eines befand sich gar beim Bahnhof SBB. Doch Herr Weiss liess sich nicht entmutigen und folgte stets dem Rat seines Vaters:

**«Hör nie auf zu lernen.
Denn wenn du nicht lernst, kommst du nicht weit.»**

Herr Weiss besuchte die freiwillige Realschule, da ihm das Lernen sehr wichtig war. Danach bildete sich Herr Weiss im KV Basel weiter und wurde dann Buchhalter. Er arbeitete in mehreren Ländern, wie zum Beispiel Deutschland und Frankreich. Er sagte sich immer: «Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg». Dieses Sprichwort hat ihm oft durchs Leben geholfen, erzählte er uns.

Allen Erwartungen zum Trotz, kam uns beim Betreten des hübsch eingerichteten Zimmers ein älterer Herr entgegen, welcher begeistert vom technischen Fortschritt zu sein schien. Seiner Meinung nach ist der technische Fortschritt essentiell für die Menschen. Besonders den Fortschritt in Heilkunde und Medizin findet er sehr wichtig. Leider ist der Ursprung zu manchen Entdeckungen nicht auf schöne Weise zustande gekommen. Viele Dinge wurden in Kriegen getestet und benutzt. Arzneimittel wurden an Kriegsgefangenen getestet, Flugzeuge transportierten Bomben und Panzer fuhren über sperriges Terrain ohne jegliche Schwierigkeiten. Heutzutage reisen wir mit Flugzeugen von Ort zu Ort, unsere Autos können durch Schlamm und Schnee fahren und manche Medikamente nehmen wir ohne Gedanken daran, wie sie entwickelt wurden.

Dies, findet Herr Weiss, ist der entscheidende Punkt. Auch wenn er ein Bewunderer des technischen Fortschritts ist, kann er nicht guteheissen, für welchen Preis dieser zum Teil erzielt wurde. Er meint, es liege in der Natur des Menschen, sich weiterzuentwickeln, wenn es nötig scheint und durch gegenseitige Konkurrenz wird dieser Prozess immens beschleunigt. Somit ist Entwicklung nur erstrebenswert, wenn der Preis dafür gerechtfertigt ist. Krieg fällt ganz klar nicht in diese Kategorie. Es wäre somit allgemein effizienter, wenn die Menschheit einheitlich agieren würde und nicht in Gruppierungen für das eigene Wohlergehen forschen und entwickeln würde. An dieser Stelle soll erwähnt werden, dass es uns sehr wohl bewusst ist, dass dies einfacher gesagt als getan ist.

Als dann doch noch die klassische Frage gestellt wurde, wie Herr Weiss denn fände, dass die Jugend nur noch vor dem Handy sitze, antwortete er ganz simpel: «Es tut den Leuten einfach nicht gut, denn was in den Handys steht, stimmt auch nicht immer.» So einfach diese Antwort auch scheinen mag, verbirgt sich doch eine ganz wichtige Aussage darin. Handys üben starken Einfluss auf unser tägliches Leben aus. Somit ist es auch nicht verwunderlich, dass wir uns manchmal gar nicht im Klaren sind, was wir eigentlich konsumieren und inwiefern uns der Internet- und Medienkonsum beeinflusst. Diese unkritische Lebensweise ist offensichtlich ein Problem, da sie uns anfällig dafür macht, manipuliert zu werden und somit, wie Herr Weiss gesagt hat, mit falschen Informationen zugedeckt werden, ohne diese zu hinterfragen. Was wir aus dieser Sichtweise ziehen, ist, dass neben all den grossartigen Vorzügen, welche durch den Aufschwung der Technik erlangt worden sind und noch immer werden, wir die Aufmerksamkeit nicht ausser Acht lassen dürfen. Diese ist unerlässlich, um uns selbst zu schützen.

So hoffen wir doch, dass es uns, der jungen Generation gelingt, diese Achtsamkeit einigermassen erfolgreich zu erhalten oder gegebenenfalls aufzubauen und so unseren Teil zu einem allseits profitablen Fortschritt beizutragen.

Es war erfrischend zu sehen, wie begeistert die ältere Generation vom technischen Fortschritt sein kann und ihn nicht, wie es das Klischee vermuten lässt, verteufelt. Die dennoch kritische Perspektive von jemandem wie Herrn Weiss, der nicht mit dem technischen Fortschritt aufgewachsen war und nicht derart durch die Technik beeinflusst wurde, sondern dessen Aufschwung erst in älteren Jahren erlebt hatte, ist unserer Meinung nach sehr wertvoll und muss wahrgenommen und gehört werden.





DIE LAUTE STILLE – DIE EINSAMKEIT EINER MUTTER

ELTERNHAUS VON ZAIRA – ANNA – AMANDA

Elternhaus: Was ist das eigentlich? Genügt es, wenn Eltern und Kinder unter demselben Dach wohnen? Oder braucht es eine gewisse Bindung zwischen ihnen, damit man von einem «Elternhaus» sprechen kann? Muss man überhaupt im selben Haus wohnen? Wenn man alt genug ist und auszieht, hat man dann kein Elternhaus mehr?

Mein Sohn,

Wie geht es dir? Du bist wahrscheinlich sehr beschäftigt mit deinen Klienten. Ich würde mich jedoch sehr freuen, wenn du mich besuchen kommen würdest, denn ich fühle mich hier im Altersheim sehr einsam. Als ich noch klein war und bei meinen Eltern gewohnt habe, hatte ich immer viele Leute um mich, doch das ist hier nicht mehr möglich. Deshalb wäre es schön, wenn du mir Gesellschaft leisten würdest. Du denkst, dass es mir gut geht, aber die Zeit vergeht schnell, und die Dinge können sich rasant ändern. Ich frage mich oft, ob du dein Elternhaus nie vermisst. Damit du dir besser vorstellen kannst, wie ich mich hier fühle, werde ich dir etwas von meinen jüngeren Jahren erzählen.

Ich höre jetzt, seit ich hier im Altersheim bin, wie viel Unglück es in anderen Familien gibt. In solchen Familien können ja nur Kinder heranwachsen, denen einfach etwas fehlt, da sie nicht so viel Liebe erhalten haben. Im Gegensatz dazu, habe ich mich in meiner Familie immer geliebt gefühlt. Ich bin wirklich in sehr glücklichen und harmonischen Verhältnissen gross geworden. Für mich war mein Vater – dein Grossvater – so etwas wie das «Pünktchen auf dem i». Meine Mutter war lieb und gut – aber der Vater – er hatte sehr viel Wissen und das hat mich natürlich interessiert. Er war Lehrer am mathematisch – naturwissenschaftlichen Gymnasium und hat auch die Matura an der Handelsschule abgenommen. Er war also ein bisschen fleissiger als ich, die ich auf das Gymnasium verzichtet und eine Lehre als Buchhändlerin gemacht habe. Wir hatten zudem den Luxus, dass wir viel Zeit mit den Eltern verbringen konnten, weil wir Dienstmädchen hatten, die sich um den Haushalt gekümmert haben. So hatten wir viel Zeit füreinander.

Ich bin im Gellertquartier aufgewachsen, meiner Meinung nach das beste Quartier in Basel. Meine Eltern hatten dort von meinen Grosseltern ein Einfamilienhaus geschenkt bekommen, damit die Familie in ihrer Nähe sein konnte. Wie es damals so üblich war, hatte auch bei uns der Vater das Sagen, jedoch war er nicht so streng. So konnten wir auch alle bei Gesprächen mitreden und zweimal wöchentlich in den Ausgang gehen. Wir hatten immer grossen Wert auf das gemeinsame Essen gelegt. Die Nachrichten waren auch immer ein riesiges Thema am Tisch, denn seit 1939 herrschte schliesslich Krieg. Da wollte man natürlich wissen, welche aktuellen Neuigkeiten es gerade gab.

Als ich 10 Jahre alt war, starb mein Vater an einem Herzinfarkt. Es war schlimm für mich, dies miterleben zu müssen: Wie er noch etwas sagte, die Hand ausstreckte und dann tot zusammenbrach. Ich war so unglücklich. Und ich bin es noch immer, denn du konntest deinen Grossvater gar nicht kennenlernen. Genauso, wie du nie deine Tante, die sehr jung an Leukämie gestorben ist, kennengelernt hast. Es war dieselbe Krankheit, die später deinen Vater umgebracht hat. Du weisst nicht, wie sehr ich ihn geliebt habe. Er war zwar zehn Jahre älter als ich, aber für mich war er der perfekte Mann. Kein anderer wäre an ihn herangekommen, deshalb habe ich auch nie wieder geheiratet. Ich wollte keine Kinder von einem anderen haben, denn ich hatte ja euch. Dich, deine Schwester und meine lieben Enkelkinder.

Jetzt bin ich schon seit einem Jahr hier, aber dich konnte ich noch gar nicht meinen Mitbewohnern vorstellen, denn du bist mich ja nie besuchen gekommen. Ich weiss, du hast viel zu tun. Ein Advokat zu sein, ist nun mal wichtiger als die alte Mutter. Wenn ich dir, mein Sohn, einen kleinen Rat geben darf: Die Arbeit ist nicht alles. Die Familie ist wichtiger. Das wirst du spätestens dann merken, wenn du in Rente gehst und wie ich ins Altersheim gehen musst. Natürlich wünsche ich dir nicht, dass du allein sein wirst, so wie ich. Aber ich habe genug erlebt, um zu wissen, wie alte Menschen enden.

Du sollst jetzt nicht denken, dass ich dich nicht mehr liebe oder wütend auf dich bin. Ich bin deine Mutter und eine Mutter verzeiht alles. Ich würde mich jedoch sehr freuen, wenn ich dich an Weihnachten wiedersehen könnte. Dann kommt ja auch dein Neffe aus dem Militär zurück. Und vergiss nicht: Ich wohne nicht mehr in dem Haus, in dem du aufgewachsen bist. Aber das heisst nicht, dass du kein Elternhaus mehr hast. Es ist jetzt einfach an einem anderen Ort.

In Liebe
Deine Mutter





WENN DEIN SCHICKSAL MIT DEINEM LEBEN SPIELT ...

SCHICKSALSSCHLÄGE VON AJAANA — DAISY — THISHANI

Der Duft der Rosen steigt mir in die Nase. Sie sind von meiner Freundin Olga. Ich öffne langsam meine Augen, drehe meinen Kopf zur Seite und erblicke meine handgefertigten Stickereien. Ich greife nach meinem Engel. Er ist noch da. Mit aller Kraft versuche ich mich aufzurichten und ziehe meinen Rollator zu mir. Schritt für Schritt nähere ich mich dem Balkon. Die Sonne scheint mir ins Gesicht und ich richte meinen Blick nach unten. So viele Blumen lächeln mir zu. «Frau Stöckli, Sie sind spät dran. Machen Sie sich bereit.» Es ist meine Pflegerin, Frau Schmitz. «Welchen Tag haben wir heute?», frage ich sie. «Heute ist Sonntag, der 4. November. Schon vergessen?», erwidert sie erstaunt.

Der Schweiß läuft mir den Rücken hinunter, durchnässt meine Bluse und ich schnappe verzweifelt nach Luft. Die zitternden Hände meiner Brüder umfassen die meinen. Mit dem anderen Arm umklammert Elias seinen Teddybär. David wirft seinen Blick nach hinten und ruft mir zu: «Schnell, der Zug ist schon in Sicht!» Mit letzter Kraft rennen wir los, um den Zug noch zu erwischen. Wir haben es geschafft! Elias ist bereits eingeschlafen und ich decke ihn mit der Kuschedecke zu.

Ich drücke David dicht an mich und falle in einen tiefen Schlaf.

«Nächster Halt: Basel Bahnhof SBB.» Ich wache auf und schaue mich um. David schaut mich fragend an. Ich flüstere ihm zu: «Mach dir keine Sorgen. Die Flucht ist uns gelungen. In der Schweiz sind wir sicher vor dem Krieg. Vergiss die Zeit in Deutschland. Das ist Vergangenheit.» Der Zug hält an. David holt den Koffer und ich schaue nach Elias. Seine Hände sind eiskalt. Ruckartig ziehe ich meine Hände zurück. «Elias? Elias, wach auf! Wir sind angekommen.» Doch Elias regt sich nicht. David schaut mich mit ausdruckslosen Augen an und sagt: «Der Zug fährt gleich weiter. Wir müssen ihn gehen lassen.» Ich schaue meinen geliebten Bruder noch ein letztes Mal an und steige aus dem Zug. Wir verlassen den Bahnhof und suchen eine Unterkunft. Hilflos schlendern wir durch die Gegend, da kommt uns ein aussergewöhnlicher junger Mann entgegen. Er hat meerresblaue Augen, blond lockige Haare und seine Wangen sind geschmückt mit winzig kleinen Sommersprossen. Er sieht mich an und winkt mir zu. Ich stehe einfach emotionslos da. «Freut mich, ich bin Stefan. Mademoiselle, brauchen Sie Hilfe?», fragt er mich. Ich werde völlig blass und bemühe mich, mich zu beherrschen. Mit stockender Stimme spreche ich ihm entgegen: «Ja. Ich b... bin auf der Suche nach einer Unter...

Unterkunft. Einer Unterkunft für meinem Bruder und mich. K... Kennen Sie zufälligerweise einen sicheren Ort, an dem wir leben könnten?». Mein Blick sucht nach meinen Bruder David. In seinen Augen sehe ich Hoffnung. Die Hoffnung auf ein schönes Leben. «Was für ein Zufall. Ich lebe selbst in einem Heim. Dort hätten wir noch ein paar Plätze frei. Ihr könnt gerne mit mir mitkommen. Das Heim liegt gerade um die Ecke.» Ich nicke ihm mit einem Lächeln zu und drücke David wieder dicht an mich.

So haben Stefan und ich uns kennen gelernt. Ich verliebte mich sofort in ihn und nach 2 Jahren heirateten wir und bekamen drei wundervolle Kinder. Von dem Moment an dachte ich, dass mein Leben sich zum Guten wenden würde, doch die Wahrheit war bitter. Ich führte kein glückliches Leben mit Stefan. Er wurde Landwirt und mein Leben bestand nun ausschliesslich aus kochen, putzen und waschen. Als meine Kinder älter wurden, hatte ich mich dazu entschlossen, mich von meinem Mann zu trennen. Das führte dazu, dass ich auf der Suche nach einem neuen Beruf war. Zuerst bekam ich eine Stelle in einem Restaurant. Mein Alltag blieb weiterhin anstrengend. Ich lebte alleine und das Leben quälte mich.

An einem Herbsttag im Jahre 1973 lernte ich Olga während meiner Arbeit kennen. Sie wurde zu einer meiner besten Stammkundinnen. Olga kam jeden Morgen, bevor sie zur Arbeit ging, zu mir und bestellte einen Kaffee mit viel Zucker und ein Brötchen mit Butter und Marmelade. Ich teilte mit ihr praktisch alles über mein Leben. Sie wurde zu meiner zweiten Hälfte. Als ich ihr von meiner Besorgnis erzählte, hatte sie plötzlich eine ausgezeichnete Idee. Sie bot mir eine Stelle im Bürgerspital an. Das war ein Tag in meinem Leben, welchen ich niemals vergessen werde. Es war der 4. November 1974. Obwohl ich keine Ausbildung hatte, wurde ich wegen meiner Persönlichkeit eingestellt. Ich liebte diese Stelle. Das ist genau das, was ich mein lebenlang gesucht hatte. Ich nahm Bestellungen auf, führte Telefonate und lieferte die Waren aus. Ich hatte nicht besonders viel Geld, aber ich war glücklich! Das macht Freundschaft aus. Olga war jederzeit für mich da. Bis heute stehen wir in einer unbeschreiblichen Beziehung zueinander. Die Jahre vergingen und ich wurde älter. Olga zog mit mir in eine Wohngenossenschaft. Wir hatten eine traumhafte Dachterrasse. Mein Leben war unfassbar schön. Ich hätte es mir nicht besser vorstellen können.

Doch eines Tages geschah ein unberechenbares Unglück. Es war ein regnerischer und stürmischer Tag. Ich machte mich auf den Weg zur Fasnacht. Ich holte meine Blaggedde und zog meine Lieblingsstiefel an. Schritt für Schritt ging ich die Treppe hinunter. Plötzlich war ein lautes Donnernrollen zu hören. Ich verlor mein Gleichgewicht und fiel ins Nichts.

«Frau Stöckli? Frau Stöckli, es wird Zeit. Sind Sie nun bereit?» Ich komme wieder zurück aus der Versunkenheit meiner Gedanken. Ich nehme meinen Schutzengel zu mir, richte den Teddybär von Elias zurecht und verlasse den Raum.

IMPRESSUM

Mitgewirkt haben einzelne Bewohnerinnen und Bewohner der Pflegezentren Adullam Basel und Adullam Riehen. Aus Gründen der Diskretion sind ihre Namen im Gespräch frei erfunden. Auch die Platzierung der Fotos innerhalb der Texte lässt keine Rückschlüsse auf die jeweilige Interviewpartnerinnen und -partner zu.

Schülerinnen und Schüler der 1b des Gymnasiums Kirschgarten:

Adler Leonie, Belkhadem Leila, Biberstein Benjamin, Bildstein Judith, Brenner Angeli, Cifunski Redzep, De Icco Noemi, Despotovic Vera, Dratva Dalia, Egeler Selina, Jüngling Amanda, Khan Zaira, Kuruparan Vithuraa, Lang Lucas, Lichtneckert Alessandra, Mac Sweeney Dylan, Mall Dominik, Mettler Sophie, Schlatter Anna, Sivanesan Thishani, Sticherling Paula, Tabi Stella, Thamilventhan Ajaana, Tran Daisy, Yapici Eren

Fotografie Claude Giger

Grafik Stadtluft



Älter Basel

älter werden in basel Forum 55+

www.aelterbasel.ch

Gesundheitsdepartement Basel-Stadt

St.Alban-Vorstadt 25
4001 Basel

T: 061 267 98 33
F: 061 267 95 09

www.gd.bs.ch